



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www-klett-cotta.de

Ralph Bollmann

DIE
DEUTSCHE
ANGELA MERKEL
UND WIR

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2013 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Schutzumschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung eines Fotos von

CDU Internet-Redaktion © Armin Linnartz

Gesetzt von Kösel, Krugzell

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG

ISBN 978-3-608-94750-2

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

INHALT

Einleitung 7

1. Normalität 11
2. Griechenland 26
3. Konservativ 43
4. Atom 63
5. Identitäten 82
6. Krieg 101
7. Staatsräson 124
8. Kapitalismus 140
9. Macht 161
10. Halbhegemon 185
11. Dämmerung 201

Dank 218

Quellennachweis 219

EINLEITUNG

Das Wort fiel hinter verschlossenen Türen im CDU-Vorstand. Es drückt womöglich besser aus als die meisten öffentlichen Verlautbarungen, was die Bundeskanzlerin über die Deutschen wirklich denkt. In der Öffentlichkeit würde sie so etwas nicht sagen. Der Satz bezog sich auf ein sehr spezielles Problem. Aber es klang, als spräche Angela Merkel aus diesem Anlass einen Gedanken aus, der sie schon lange umtreibt. Sie sagte: »Wir machen uns ja sonst zur Komikernation.«

Es war Montag, der 16. Juli 2012. Ende Juni hatte das Landgericht Köln die Beschneidung eines muslimischen Jungen als strafbare Körperverletzung bewertet. Das Urteil, das in der Konsequenz auch das entsprechende jüdische Ritual betraf, löste eine große öffentliche Debatte aus. »Ich will nicht, dass Deutschland das einzige Land auf der Welt ist, in dem Juden nicht ihre Riten ausüben können«, sagte Merkel den Teilnehmern zufolge.

Drei Wochen lang setzte sich die Öffentlichkeit ausführlich mit der Frage auseinander, wie stark der Verlust der Vorhaut das sexuelle Empfinden des Mannes beeinträchtigt. Merkel hielt die Debatte aus mehreren Gründen für

sehr deutsch, im negativen Sinn. Ein Verbot der Beschneidung widersprach aus ihrer Sicht einer pragmatischen Alltagsvernunft im Zusammenleben der Religionen und Weltanschauungen. Die Sorge um die Vorhaut schien ihr zudem der Mentalität überempfindlicher Westdeutscher zu entspringen, die sich vor allem und jedem ängstigen – vor allem, wenn es die meisten von ihnen gar nicht selbst betrifft. Schließlich sah sie, da es auch um Juden ging, die deutsche Staatsräson berührt.

Hysterisch, verwöhnt, geschichtsvergessen: Sind das Eigenschaften, die Merkel den Deutschen nur in Bezug auf die Beschneidungsfrage attestiert? Niemand wird zum Komiker, weil er ein einziges Mal aus der Rolle fällt. Diese Diagnose wird gestellt, wenn das Verhalten einem Muster folgt – und der jüngste Ausfall nur ein weiteres Symptom ist, das dieses Bild vervollständigt. »Wir machen uns ja sonst zur Komikernation«: Verdichtete sich in diesem Satz das Deutschlandbild der Kanzlerin?

Offenkundig denkt Merkel über viele Themen anders als die Wähler, bei denen sie so populär ist. Das beginnt bei der schwersten aller Fragen, auf die ein Regierungschef zu antworten hat, der Entscheidung über Krieg und Frieden. Es geht weiter mit dem Verhältnis zu Amerika im Allgemeinen und zu dessen Präsidenten im Besonderen. Es gilt schließlich auch für die Innenpolitik: Auf dem Leipziger CDU-Parteitag des Jahres 2003 vertrat Merkel ein radikales Reformprogramm. Zwei Jahre später musste sie im Wahlkampf schmerzhaft lernen, dass diese Ideen in Deutschland nicht mehrheitsfähig waren.

Seit Beginn des griechischen Schuldendramas konnte

die Bundeskanzlerin ihr reformerisches Drängen, mit dem sie zu Hause an Grenzen gestoßen war, auf andere Teile Europas verlagern. Hierzulande ist sie nun beliebter denn je. In den europäischen Krisenländern galt sie als die Zuchtmeisterin des Kontinents, in Amerika zeitweise als die Frau, die durch ihr Nichtstun den Absturz der Weltwirtschaft riskierte.

Zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg findet sich Deutschland nicht nur ökonomisch, sondern auch politisch als Führungsmacht wieder, und Angela Merkel ist die Person, die diese Rolle verkörpert. Lässt sie Europa untergehen, schrieb die italienische Zeitung *La Repubblica* auf dem bisherigen Höhepunkt der Euro-Krise, wäre das die vierte Schuld der Deutschen nach den Weltkriegen und dem Holocaust.

Ob wir es wollen oder nicht, wir werden mit Angela Merkel identifiziert und identifizieren uns mit ihr. Vielerorts gilt sie im Positiven wie im Negativen als der Inbegriff alles Deutschen. Ihre Nüchternheit, ihre Sparsamkeit und ihre Reserviertheit sind für viele ein Ausdruck unseres protestantischen Erbes. Das Bild, das sich die Welt von Merkel macht, hat in der Mischung aus Bewunderung und Kritik große Ähnlichkeit mit dem Bild der Deutschen überhaupt. Effizienz und Prinzipientreue werden beiden gleichermaßen zugeschrieben, aber auch eine kühle Arroganz, die sich auf eigentümliche Weise mit einem ungelenkten, bisweilen fast schüchternen Auftreten paart.

Dabei hat die Frau aus dem Osten mit den Stimmungen der Deutschen, vor allem im Westen des Landes, lange gefremdelt: mit der ehernen Selbstgewissheit, seit 1945 alles

richtig gemacht zu haben, mit den Ängsten und Empfindlichkeiten oder mit der Abwehr jeder Veränderung, erschiene sie im Vergleich zum ostdeutschen Systembruch auch noch so klein. In gewisser Weise ist Merkel, die bis zum Alter von 35 Jahren in einer für Westdeutsche sehr fremden Welt lebte, eine Einwanderin im eigenen Land. Das gilt auch für ihre Rolle als Frau in einer Republik, die überholten Geschlechterbildern länger treu blieb als andere europäische Länder.

Inzwischen hat sich Merkel auf unsere Gefühlslage fast perfekt eingestellt. Wenn sie merkt, wie tief unsere Angst vor den unsichtbaren Strahlen der Atomkraftwerke sitzt, dann schaltet sie die Reaktoren ab. Wenn sie realisiert, wie ungerne wir unsere Soldaten in gefährliche Weltregionen schicken, dann stimmt sie neuen Einsätzen im Sicherheitsrat nicht mehr zu. Wenn sie beobachtet, wie kritisch wir den Kapitalismus sehen, dann schreibt sie den Mindestlohn ins Wahlprogramm. So will sie, wie sie nach der vorigen Bundestagswahl ankündigte, die Kanzlerin aller Deutschen sein.

KAPITEL 1: NORMALITÄT

Will ein Normalsterblicher der Kanzlerin begegnen, geht er am besten in die Oper oder ins Theater. Stets ist es ein Akt mühsam inszenierter Normalität, wenn Angela Merkel mit ihrem Ehemann Joachim Sauer eine Oper von Richard Wagner besucht oder sich von der Vorsitzenden des Kulturausschusses des Bundestags zu einem Stück von Gerhart Hauptmann begleiten lässt. Die Sicherheitsbeamten halten sich dezent im Hintergrund, Angela Merkel schlendert mit ihrer Begleitung so beiläufig wie nur möglich durchs Foyer. Die übrigen Besucher bemühen sich, nur aus dem Augenwinkel hinzuschauen und bloß dezent zu tuscheln. Merkel weiß, dass sie unter besonderer Beobachtung steht, und sie ist das Thema der Flurgespräche. Aber es gehört zum Spiel, wenigstens hier unter Kulturmenschen, dass beide Seiten die Fassade der Beiläufigkeit aufrechterhalten.

So ist es auch am 28. Oktober 2012, dem Sonntag vor dem Reformationstag. Die Deutsche Oper Berlin spielt zum dritten Mal den neuen *Parsifal*, den sie sich zu ihrem hundertsten Geburtstag gegönnt hat. Die Titelrolle singt

Klaus Florian Vogt, der jugendliche Heldentenor mit der überirdisch hellen Stimme. Inszeniert hat Philipp Stölzl, ein Sohn des früheren Berliner Kultursenators und CDU-Landesvorsitzenden Christoph Stölzl. In der Pause sitzt der stolze Vater mit der Kanzlerin an einem Tisch, den der Intendant im Foyer unter der großen Treppe hat aufstellen lassen. Unauffällig ist das nicht, es erinnert an die lange Tafel, an der Merkel auf Parteitagsempfängen Hof hält.

Ihre Vorliebe für Richard Wagner, den deutschesten aller Komponisten, hat Merkel schon lange kultiviert. 1991 besuchte sie zum ersten Mal die Bayreuther Festspiele. »Zu Wagner habe ich durch meinen Mann gefunden«, sagte sie in einem Interview, und in der Tat zählen die Opernbesuche zu den wenigen Ereignissen, bei denen der Chemieprofessor die Kanzlerin in der Öffentlichkeit begleitet. Merkels besondere Vorliebe gilt dem *Tristan*, dessen zweiten Akt der Meister in Venedig schrieb – und bei dem »das bittere Ende schon von Anfang an durchscheint, vom ersten Ton an«, wie die CDU-Vorsitzende 2005 erläuterte. Es klingt seltsam, wenn sich ausgerechnet die Pragmatikerin für das Morbide begeistert. Aber vielleicht hält sie Dinge so gern unter Kontrolle, weil sie um die Gefahr des bösen Endes weiß.

Trotzdem bleibt es erstaunlich, wie Merkel ihre Vorliebe für Wagner zelebriert. Sie ist die erste Bundeskanzlerin, die zur Eröffnungspremiere der Bayreuther Festspiele erscheint. Keiner ihrer Vorgänger hat das historisch belastete Gelände betreten, mit Ausnahme Gerhard Schröders, der seinen japanischen Amtskollegen zu einer Repertoirevorstellung begleitete. Der erste Regierungschef Konrad

Adenauer und das erste Staatsoberhaupt Theodor Heuss waren den Nachkriegsfestspielen bewusst ferngeblieben. Als Bundespräsident Walter Scheel 1976 eine Rede zur Hundertjahrfeier der Festspiele hielt, ging er demonstrativ auf Distanz. »Bei Lichte besehen« vermittelten Wagners Musikdramen dem Publikum keine höheren Einsichten als die Werke anderer Künstler, erläuterte er. Bayreuth sei nicht das »geistige Zentrum der Welt«. Kein bundesdeutscher Politiker wollte mit den Festspielen in Verbindung gebracht werden, deren einstige Leiterin Winifred Wagner sich über das Ende der Nazizeit hinaus als glühende Verehrerin Adolf Hitlers zu erkennen gab.

Woody Allen hat den Punkt treffend benannt. Wenn er Wagner höre, erklärte er in dem Film *Manhattan Murder Mystery*, dann bekomme er »das Bedürfnis, in Polen einzumarschieren«. Niemand käme auf die Idee, Merkel einen solchen Impuls zu unterstellen – und das nicht nur, weil sie dem *Spiegel* schon im Jahr 2000 bekannte, sie sei wegen ihres aus Posen stammenden Großvaters »zu einem Viertel polnisch«. Das völlig Unpathetische ihrer Person lässt den Gedanken der Großmannssucht gar nicht erst aufkommen, es macht auch in der Schuldenkrise die deutsche Führungsrolle für andere Europäer erträglicher. Bei dem als Geschichtspolitiker stets umstrittenen Helmut Kohl, der die polnische Westgrenze 1990 erst nach langem Zögern anerkannte, wäre das anders gewesen. Das gilt auch für Schröder, der das neue Selbstbewusstsein der Berliner Republik bisweilen sehr unverstellt zum Ausdruck brachte.

Als einen der großen Außenseiter und Unverstandenen, die Hitler an Wagners Personal so bewunderte, sieht

sich Merkel offenkundig nicht. Auf die Frage, ob sie sich beim »Dienen« selbst auflösen wolle wie die Gralsbotin Kundry im *Parsifal*, reagierte sie in dem erwähnten Interview verständnislos: Als sie im Wahlkampf 2005 ankündigte, sie wolle Deutschland dienen, habe sie nicht an Wagner gedacht, sondern an Friedrich II. von Preußen als ersten Diener seines Staates.

Die zur Schau gestellte Wagner-Begeisterung gibt der Kanzlerin eine abgründige Note, die der Bodenständigen ansonsten abgeht. Man soll nicht glauben, dass Merkel über das Schicksalhafte im *Tristan* nicht mit Bedacht spräche und dass sie beim Reden über Wagner die unerbittliche Eigenlogik des Machtstrebens in der *Ring*-Tetralogie nicht im Blick hätte. Vielleicht hätten die Widersacher in der CDU, die sich mit den Jahren selbst ins Abseits stellten, das Schicksal des Personals von Walhall und Nibelheim studieren sollen. Der Italiener Giuseppe Verdi, politisch viel vernünftiger als Wagner, würde mit seiner pragmatischen Lebensnähe niemandem einen vergleichbaren Schauer einjagen, auch wenn er die menschlichen Abgründe durchaus kannte. Unter den kulturellen Interessen der Kanzlerin erregt nur ihre Wagner-Begeisterung so viel Aufmerksamkeit. Dagegen bleibt es vergleichsweise unemerkt, wenn sie in Berlin andere Vorstellungen besucht oder zu den Festspielen nach Salzburg fährt.

Dass Merkel ihre Wagnerliebe öffentlich auslebt, erstaunt aus einem weiteren Grund. Viele Deutsche betrachten es mit einem gewissen Misstrauen, wenn ihre Spitzenpolitiker eine Neigung zur Hochkultur an den Tag legen. Als der Hamburger Bürgermeister Ole von Beust 2008 ein

Bündnis mit den Grünen einging, wurde der neue Senat als »Koalition der Opernbesucher« verunglimpft. Daraufhin stritt von Beust jedes Interesse am Musiktheater ab. »Ohne mich damit brüsten zu wollen: Die Opernbesuche in meinem Leben kann ich an einer Hand abzählen. Zuletzt war ich in einer Barockoper, glaube ich. Sie war jedenfalls ziemlich lang.«

Die Wissenschaftlerin aus dem Theologenhaushalt hält es umgekehrt und bemüht sich nicht, Nähe zur Populärkultur zu heucheln. »Ich bin nie sehr weit gekommen mit der Popmusik«, erklärte sie in dem Wagner-Interview. Es ist ihr zuzutrauen, dass sie eine Nachmittagstalkshow anstrengender findet als eine abendfüllende Wagner-Oper: Was sind schon fünf Stunden für eine Politikerin, die ihre Erfolge auf europäischem Parkett auch einem enormen physischen Durchhaltevermögen zu verdanken hat? Nur ein Interesse an Fußball stellt sie offensiv zur Schau. Auf die Frage, ob die Begeisterung auf der Tribüne nur antrainiert sei, kann sie ungewohnt gereizt reagieren. Schon als 19-jährige Studentin habe sie im Mai 1974 beim Länderspiel DDR gegen England im Leipziger Zentralstadion gesessen, sagt sie dann: »Fußball zu sehen hat mir immer Spaß gemacht.«

Im Magazin der *Süddeutschen Zeitung* wurde Merkel vom früheren Tennisstar Boris Becker gefragt, wen sie gerne zu einer Dinnerparty einladen würde. »Dinnerpartys veranstalte ich nicht«, stellte Merkel erst einmal klar. »Aber zu einem Abendessen würde ich gerne Vicente del Bosque einladen.« Das war nur auf den ersten Blick eine Aussage zum Thema Fußball. Wahrscheinlich hätte Mer-

kel auch jenseits des Sports kaum jemanden gefunden, dessen Lebensentwurf dem ihrigen so sehr ähnelt. Der spanische Nationaltrainer machte seine Mannschaft erst zum Weltmeister und zwei Jahre später auch zum Europameister, er erreichte in der Welt des Fußballs ungefähr so viel wie Merkel in der europäischen Politik. Gleichwohl lebt er im Alter von 63 Jahren noch immer in einer Etagenwohnung in einer Madrider Neubausiedlung. »Vicente del Bosque verliert nie die innere Ruhe, bleibt immer freundlich und ist sich der Relativität seiner eigenen Bedeutung stets bewusst«, schrieb ein Sportreporter anlässlich der Weltmeisterschaft 2010. Dann zitierte er den Gerühmten selbst: »Nur der gewinnt, der intelligent und bescheiden ist.«

Auch die meisten Vorgänger Merkels pflegten einen zurückhaltenden Stil. Weder Adenauers Haus in Rhöndorf noch Helmut Schmidts Wochenendhaus am Brahmsee oder Helmut Kohls finsterner Bungalow in Oggersheim atmete auch nur den Hauch des Luxuriösen, und sofern es die Biografie einigermaßen hergab, strichen die deutschen Regierungschefs ihre bescheidene Herkunft heraus. Die Wähler wussten das zu schätzen. Sie schienen es von ihren Spitzenpolitikern sogar einzufordern, mit einer bezeichnenden Ausnahme in jüngerer Zeit: Dem fränkischen Freiherrn Karl-Theodor zu Guttenberg wurde sein adeliger Lebenswandel nicht nur nachgesehen, er wurde dafür sogar bewundert. Bisweilen konnte man lesen, der familiäre Reichtum gebe dem Politiker eine Unabhängigkeit, die Emporkömmlingen fehle.

Als sich der frühere Bundeskanzler Gerhard Schrö-

der abschätzig über den »Baron aus Bayern« ausließ, beschimpfte ihn eine seriöse Regionalzeitung als »prolligen Parvenü«. Seine Polemik gegen Merkels Wahlhelfer Paul Kirchhof, den »Professor aus Heidelberg«, vier Jahre zuvor hatte noch funktioniert. In solchen Momenten blitzt ein konservativer Grundzug der deutschen Gesellschaft hervor: Wen die Geburt an die Spitze der Gesellschaft stellt, der steht dort zu Recht; wer sich den Titel durch eigene Leistung erarbeitet, gilt als anmaßend oder elitär. Allerdings schien Guttenberg, indem er neben dem ererbten auch einen akademischen Titel anstrebte, die Normen der bürgerlichen Leistungsgesellschaft zu akzeptieren – ohne sie dann freilich zu erfüllen.

In dem erfolgreichen Fernsehfilm über Aufstieg und Fall Karl-Theodor zu Guttenbergs wurde die Bundeskanzlerin zur eigentlichen Hauptperson, obwohl sie nur in wenigen Szenen auftrat. »Angela Merkel, genial gespielt von Katharina Thalbach, ist die regelnde Klugheit hinter all den Wirrköpfen, Zauderern und Karrieristen«, schrieb ein Rezensent. »Sie leckt die Eintopfkelke ab und isst beim Abendessen die Wurst auch ohne Brot. Eine Person voller Schrullen, doch nur den menschlichsten. Unterläuft ihr doch mal ein Fehler, dann wird sie vom Ehemann, dem ›Herrn Professor‹, sanft korrigiert. Das Land wird von einem Frühstückstisch regiert, die übrige Politik: nur Krümel neben dem Teller.« Nach dem Fall des fränkischen Blenders stand die bescheidene Protestantin aus der Uckermark umso glänzender da. Dass sie Guttenberg zwischenzeitlich mit dem Argument stützte, sie habe ihn nicht als »wissenschaftlichen Assistenten« eingestellt,

mag in der Wortwahl ungeschickt gewesen sein. Machtpolitisch war es völlig richtig: Nur weil sie jeden Anschein vermied, aktiv am Ministersessel des Freiherrn zu sägen, ging sie ohne Ansehensverlust aus der Affäre hervor. Merkels Vertraute Annette Schavan, die sich als Bildungsministerin »nicht nur heimlich« für die Verfehlungen des Kabinettskollegen schämte, bezahlte auch wegen dieser Intervention später einen hohen Preis.

Zu Merkels Glück traten politische Konkurrenten nahezu im Jahresrhythmus an, durch ihr Verhalten die bescheidene Lebensführung der Kanzlerin in ein günstiges Licht zu tauchen. Auf die Guttenberg-Affäre folgte ein Jahr später der Fall des Bundespräsidenten Christian Wulff, der die Grenzen zwischen privaten Beziehungen und öffentlichem Amt verschwimmen ließ. Nach einem weiteren Jahr profitierte die vergleichsweise bescheiden entlohnte Kanzlerin von der Debatte um die Nebeneinkünfte des SPD-Kanzlerkandidaten.

Merkel vermittelt nicht den Eindruck, dass sie einen teuren Lebensstil für erstrebenswert hielte, wenn sie keine politischen Rücksichten nehmen müsste. So sehr sich die frühere DDR-Bürgerin ihre Bewunderung für Kapitalismus und freie Marktwirtschaft erhalten hat, so sehr sie auch in ihren Reden die Konkurrenz mit China oder Brasilien herausstreicht und in der Euro-Krise den ganzen Kontinent zum Leistungsprinzip erziehen will: Mit Sympathie für den exzessiven Lebensstil der Reichen und Schönen ist das nicht verbunden. Das Fraternisieren mit der männlichen Welt der Wirtschaftsbosse war Merkel anfangs schon wegen ihres Geschlechts verwehrt. Auch

diese Erfahrung machte die Physikerin aus dem Osten gegen eine kritiklose Bewunderung der Wirtschaftseliten immun.

Das Abendessen, das sie im April 2008 zum 60. Geburtstag des Bankmanagers Josef Ackermann gab, würde sie heute nicht mehr veranstalten. Wenige Monate vor der Lehman-Pleite galt »Banker« allerdings noch nicht als Schimpfwort, und auf dem Unternehmerflügel der eigenen Partei stand Merkel wegen mangelnder Wirtschaftsnähe in der Kritik. Als exzessive »Banker-Sause« konnte das Treffen bei ernsthafter Betrachtung nicht durchgehen. Wie investigative Recherchen ergaben, standen auf dem Speiseplan Beelitzer Spargel und Kalbsschnitzel. Das Frühgemüse lieferte leicht überteuert ein örtlicher Bauer, das Fleisch stammte aus dem Metro-Großmarkt zu 16,79 Euro pro Kilo.

Anders als manchem Wirtschaftsführer käme es Merkel nicht in den Sinn, sich von einem aufwändigen Lebensstil abhängig zu machen. Der frühere Bertelsmann- und Karstadt-Manager Thomas Middelhoff klagte nach dem Ende seiner Karriere die Freigabe eingefrorener Konten bei seiner Hausbank ein, mit der Begründung, er benötige rund 70 000 Euro pro Monat zur Aufrechterhaltung seiner gewohnten Existenz. Allein den laufenden Unterhalt seiner beiden Anwesen in Bielefeld und an der Côte d'Azur veranschlagte er mit der Hälfte dieser Summe, einschließlich Personalkosten und Gartenpflege.

Angela Merkel hingegen, die Lobpreiserin der Marktwirtschaft, hält es lieber mit protestantischer Bescheidenheit. Ihren Zweitwohnsitz hat sie nicht an der Côte d'Azur,

sondern in der Uckermark. Dort liegt keine Yacht am Pier, es steht nur ein VW Golf im Carport, und sie beschäftigt keine Luxusköche, sondern bereitet noch selbst Kartoffelsuppe zu. Gelegentlich berichtet Merkel von Einkäufen bei Ikea, wo sie sich artig in die Schlange stellt und Autogrammwünsche normalerweise ablehnt. Neuerdings kauft sie manchmal bei Manufactum ein. Das verbindet sie mit der grünen Mittelschicht, es gilt aber immer noch als bodenständig und ist von Middelhoffs Übertreibungen weit entfernt. Damit befriedigt Merkel ein Bedürfnis der Deutschen, für die Middelhoffs Lebensstil nicht nur Verteilungsfragen aufwirft, sondern auch ein ästhetisches Problem darstellt.

Ähnliches gilt für die Urlaubsreisen der Kanzlerin. Den Sommerurlaub verbringt sie meist in Südtirol, im abgelegenen Sulden zu Füßen der Ortlergruppe. Dort wohnt sie in einem kleinen Hotel mit 30 Zimmern, in dem das teuerste Doppelzimmer zur Hauptsaison 188 Euro kostet, die obligatorische Halbpension inklusive. Das Hotel an der Südküste Ischias, in dem Merkel meist die Ostertage verbringt, ist zwar etwas teurer, aber weit vom Luxus der Berlusconi-Villa an der sardischen Costa Smeralda entfernt. Statt Golf zu spielen, wandert sie mit ihrem Mann in den Bergen. Während des Urlaubs schirmt sie sich von der Außenwelt so gut es geht ab. Zugleich wird alljährlich ein Foto verbreitet, das sie beim Wandern zeigt.

Früher war sie meist in Trekkingkluft zu sehen. Seit einigen Jahren häufen sich die Bilder, die Merkel auch während des Sommerurlaubs in ihrem Berliner Dienstjäckchen zeigen, wobei sie aus den Edition-Suhrkamp-Farben

ihres Kleiderschranks die helleren Töne wählt. Das ist ein subtiles Signal, dass die Kanzlerin auch von Südtirol aus weiter an der Rettung Europas arbeitet, nur eben mit Hilfe des Mobiltelefons und rund 700 Kilometer Luftlinie vom Kanzleramt entfernt. Wahrscheinlich wäre es in manchen Jahren stressfreier gewesen, sie hätte in Berlin ausgeharrt. Auf's Wegfahren zu verzichten ist für einen Spitzenpolitiker allerdings keine gute Idee. Es wirkt unsouverän, gilt als Zeichen von Nervosität. Eine Abkehr von der Routine hätte die Börsen verunsichert. Um den Euro zu retten, muss die mächtigste Frau Europas auch ihre Sommerferien marktkonform ausgestalten.

Italienische Medien berichten allsommerlich über arme Landsleute, die sich Ferien am Strand nicht leisten können, das aber nicht zugeben wollen und sich deshalb für einige Wochen in ihrer Wohnung verbarrikadieren. Sie kaufen Vorräte an Lebensmitteln, halten die Fensterläden verschlossen und schleichen übers Parkett. Hauptsache, sie haben in den Augen der Nachbarn der sozialen Konvention Genüge getan. Politiker verhalten sich wie die italienischen Familien, nur unter umgekehrten Vorzeichen. Auch sie täuschen Urlaub eher vor, als dass sie ihn wirklich machen. Selbst in ruhigeren Zeiten entspricht ein Aufenthalt in Begleitung von BKA-Beamten und mit stem Draht ins Kanzleramt nicht der Vorstellung, die sich ein Normalbürger von seinen Ferien macht. An diesem Punkt endet zwangsläufig die Normalität einer Kanzlerin, auch wenn sich die Amtsinhaberin noch so sehr darum bemühen mag.

Spätestens mit der ersten Frau im Kanzleramt hat man

auch in Deutschland gelernt, wie man mit Essen oder dem Reden darüber Politik machen kann. »Als wir im Herbst 2008 das Bankenrettungspaket geschnürt hatten«, verriet Angela Merkel später absichtsvoll, »da habe ich in meinem Büro einen Teller Linsensuppe gegessen.« Der politische Hintersinn dieses Verweises lässt sich mit Hilfe eines Buches entschlüsseln, das vor einigen Jahren in Italien erschienen ist. Es trägt den Titel *Abgeordnete zu Tisch* und enthält Interviews mit italienischen Politikern. Die wichtigste Frage an jeden von ihnen lautete: Gibt es so etwas wie linkes oder rechtes Essen?

Geht es nach dem langjährigen italienischen Kommunistenchef Fausto Bertinotti, müssten sich die Konservativen in Merkels Partei große Sorgen machen. »Alle Gerichte mit intensivem Geschmack, mit einer engen Verbindung zur Region sind links«, antwortete Bertinotti. »Heute, mit der kulturellen Verfeinerung, hat die Küche der kleinen Leute über die feine Küche gesiegt. Es ist der Sieg der Armen über die Reichen.« Das Essen, das in dem Buch am häufigsten »links« genannt wird, ist Pasta all'Amatriciana, Nudeln mit einer Soße aus Speck und Zwiebeln. Es ist so etwas wie die italienische Linsensuppe, ein karges Essen aus der einfachen Küche, bei dem es auf die Zutaten ankommt. Der Speck zum Beispiel muss aus der Schweinebacke kommen, das ist wichtig. Bauchspeck wäre falsch.

Es hat sich viel verändert, seit Helmut Kohl 1982 Kanzler wurde. Seine Vorliebe für gefüllten Saumagen galt damals als Ausdruck konservativer Verstocktheit. Wer progressiv und weltläufig wirken wollte, zog italienische Küche und Pinot Grigio einem Saumagen und Pfälzer

Riesling vor. Der im Mai 2013 verstorbene Römer Giulio Andreotti, diabolischer Strippenzieher der italienischen Nachkriegspolitik, war ein älterer Generationsgenosse Kohls. Er ordnete die Küche seiner traditionsreichen Heimatstadt noch politischen Lagern zu: Innereien nach rechts, Ochsenschwanz nach links. Das war das alte Lagerdenken vor dem Aufkommen der grünen Slow-Food-Bewegung. Heute haben sich Ochsenschwanz und Innereien gegen McDonald's und Bocuse zusammengetan, das Bodenständige gegen das globalisierte Einerlei, die Neobürgerlichen gegen die Neoliberalen.

Im Ausland mag diese Bodenständigkeit zu Missverständnissen führen. Pariser Korrespondenten erzählen gern die Anekdote von Merkel und den Radieschen. Nach einem exquisiten Staatsbankett gab die Kanzlerin ein Hintergrundgespräch für Journalisten. Auf dem Tisch standen rohe Radieschen. Merkel griff sich eines davon – und biss zum Entsetzen der französischen Medienvertreter hinein, als hätte sie nicht soeben Gänsestopfleber, Jakobsmuscheln oder Vergleichbares genossen. Vermutlich ist das weniger ein Zeichen von Kulturlosigkeit als eine Strategie der Stressbewältigung. Sie kann bei solchen Gelegenheiten selten den bereitgestellten Knabbereien widerstehen und ist nicht die einzige Vertreterin des politischen Spitzenpersonals, deren Konturen sich »unter dem Gewicht der Aufgabe gerundet haben«, wie es ein französischer Merkel-Biograf formulierte. Bei den Wählern, die mit dem gleichen Problem zu kämpfen haben, macht es sie nur populärer.

Merkel gehört zu jenen Spitzenpolitikern, bei denen

man im persönlichen Gespräch die Respektperson vergessen kann. Nicht dass man sich gehen lassen könnte, hellwach und schlagfertig legt sie Schwächen in Journalistenfragen offen. Aber das machtpolitische Gehabe geht ihr völlig ab, wenn sie in der engen Flugzeugkabine auf dem Weg zu internationalen Gipfeltreffen in berlin-brandenburgischer Stimmfärbung die Weltlage erörtert, den Pappbecher mit dem Filterkaffee in der Hand, die legere Flugzeugbekleidung am Leib: eine schwarze oder dunkelblaue Strickjacke, schwarze Hose, bequeme schwarze Wildlederschuhe. Es kann passieren, dass man als Reporter gedankenverloren auf das kleine Stück nacktes Bein schaut, das über der heruntergerutschten Socke herauschaut – und dass die Kanzlerin diese, als sie den Blick bemerkt, fast peinlich berührt nach oben zieht. In solchen Situationen ist sie eher die uckermärkische Hausfrau als die mächtigste Frau der Welt, eine Frau jedenfalls, die sich ihre Bodenhaftung bewahrt hat. Ob sie das in den Sphären, in denen sie mittlerweile schwebt, für alle Zeiten vor dem Abheben schützt, ist eine andere Frage. Vermutlich wäre das für sie die größte Gefahr.

»Es gab viele Gründe, warum ich damals nicht auf den Gedanken kam, in Angela Merkel die erste Bundeskanzlerin Deutschlands zu erkennen«, schrieb Michael Schindhelm kurz nach Merkels Wahl 2005 in der *taz*. Der Theatermanager war in den achtziger Jahren Merkels Zimmernachbar in der Adlershofer Baracke des Zentralinstituts für Theoretische Chemie, und er zählt zu den wenigen alten Weggefährten, die über ihre Zeit mit der heutigen Bundeskanzlerin öffentlich reden. »Eine Wonne der Ge-

wöhnlichkeit, so hätte man die Atmosphäre in unserer Abteilung nennen können«, fuhr Schindhelm fort. »Die Kaffeepausen gehörten zur glücklichsten und aufschlussreichsten Beschäftigung in den zweieinhalb Jahren, die ich es an der Akademie aushielt. Die Konzerte, das Kino, bulgarischer Cabernet, Wagner und Gorbatschow und die absurde DDR, an deren Ende doch nicht zu denken war. Ungesättigte Kohlenwasserstoffe kamen in diesen Gesprächen eigentlich nicht vor.«

Schindhelm fügte hinzu, man könne die heutige Merkel aus seiner damaligen Kollegin nicht ableiten. Aber ist das so? Denkt man sich Frisur und Garderobe weg, kann man in der Merkel am Forschungsinstitut in Berlin-Adlershof durchaus schon die Merkel im Regierungs-Airbus erkennen. Die angeblich so konturlose Kanzlerin mag zu den wenigen Politikern gehören, die sich ihre Persönlichkeit weitgehend bewahrten – eher jedenfalls als manch ein Konkurrent aus dem Westen, der sich in der Jungen Union schon früh weltanschauliche Entschiedenheit antrainierte. Merkel war bereits 35 Jahre alt, als sie in die Politik ging, in diesem Alter ändert man nicht mehr die gesamte Persönlichkeit.